

Zeitschrift: Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft

Herausgeber: Pro Senectute Basel-Stadt

Band: - (1999)

Heft: 3

Artikel: Ein Leben für Gott in Stille und Einsamkeit : die Kartause im Minderen Basel

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-843530>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zukunft der ehemaligen Kartause in eine ähnliche Richtung gehen?

Hj. Schibler: Es ist schon die Idee, dass hier etwas Lebendiges entsteht, ein Ort, an dem sich verschiedene Generationen treffen sollen, dass hier Leute arbeiten, wohnen oder einfach das Leben geniessen dürfen. Im Zusammenhang mit dem finanziellen Druck unter dem wir stehen, stellt sich natürlich die Frage, was sich von dem realisieren lässt. Eine zweite Frage ist die Entwicklung des Zusammenlebens von verschiedenen Institutionen. Die Kernaufgabe ist nach wie vor die Heimerziehung. Ob die Sozialisierung und Stabilisierung unserer Kinder durch diese Öffnung innerhalb des Areals so gefördert wird, wie wir das erhoffen, bleibt abzuwarten. Die Vorstellung, dass dadurch sozialer Reichtum gefördert wird, also der Umgang mit verschiedenen Menschen auf einer Ebene, auf der man sich gegenseitig achtet, respektiert und ergänzt, wo

man gibt und empfängt, das könnte ein enorm guter pädagogischer Ansatz sein.

Der Leitgedanke für die nächsten zehn, zwanzig Jahre ist es, dass auf dem Areal des Waisenhauses 40 bis 60 Kinder ein Zuhause haben sollen, in dem sie leben und grosswerden dürfen. Das bleibt die Hauptaufgabe und das ist anders als in der Kaserne. Dort liess man etwas wachsen – «entstoh lo» war das Motto. Die Öffnung des Waisenhauses für andere Institutionen geht von der Vorstellung aus, dass sich die Menschen im Zusammenleben gegenseitig beeinflussen – oder eben: erziehen müssen. Das Waisenhaus gehört den Kindern und Jugendlichen, die dort leben und die anderen, die neu in dieses wunderschöne Areal kommen dürfen, die Leute von der Musikwerkstatt und die älteren Menschen von der Pro Senectute sind gewissermassen ihre Gäste.

Kischtl und Kischtl-Revue

nennen die Kinder und Ehemaligen schon seit Generationen das Waisenhaus. Woher das Heim diesen Namen hat, weiss man nicht so genau. Vermutet wird allerdings, dass er damit zu tun hat, dass das Waisenhaus bis 1806 auch als Gefängnis – als Kischte eben – diente. Wie dem auch sei. Der Name Kischtl, er wird übrigens durchaus liebevoll verwendet, ist ein fester Begriff, so fest sogar, dass die Zeitschrift der ehemaligen Heimkinder, die heute längst bestandene Männer und Frauen sind, den Namen Kischtl-Revue trägt. Die Kischtl-Revue, dies nebenbei, berichtet über die guten (und weniger guten) alten Zeiten und über die neuesten Entwicklungen im Waisenhaus – pardon: im Kischtl.

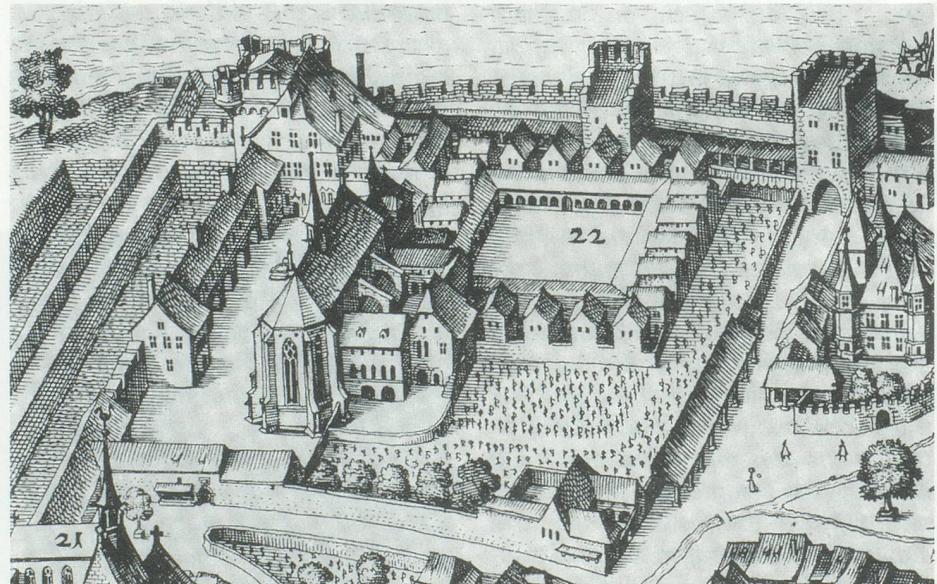
Interview: Werner Ryser

Ein Leben für Gott in Stille und Einsamkeit:

Die Kartause im Minderen Basel

31. Mai 1487, Pfingsten. Es war einer jener Tage, von denen man in Basel noch lange sprechen würde. Ein junger Mann aus bester Familie hatte sich entschlossen, in den Kartäuserorden einzutreten. Begleitet von seinen Verwandten und Freunden, aber auch von einer Menge Neugieriger, ging er über die Mittlere Rheinbrücke, flussaufwärts zur Kartause, wo man ihn einliess und er seine Kleider mit der weissen Mönchskutte tauschte. Hinter ihm schloss sich das Tor. Draussen hörte man die Patres einen Psalm singen, während sie den neuen Novizen zu seiner Zelle geleiteten. Die Freunde und viele Umstehende weinten. Hieronymus Zscheckenbürlin hatte auf all das verzichtet, was das Leben für ihn bereithalten hatte.

Seine Bekehrung kam überraschend. Sie machte den Plänen seiner Familie einen Strich durch die Rechnung. Man hatte dem hoffnungsvollen jungen Mann die Leitung der familiären Geschäfte anvertrauen wollen. Die Zscheckenbürllins



Merianplan der Basler Kartause (1615)

– der Name lässt sich laut Jacob Burckhardt vom italienischen Ceccopieri ableiten – waren offenbar aus der Lombardie zugewanderte Grosskaufleute. Sie besass neben Bergwerken und einer Bank auch einen

Laden in der Stadt. Selber mussten sie längst nicht mehr von ihrer Hände Arbeit leben. Der Vater, Johann Zscheckenbürlin, gestorben 1477, war Oberstzunftmeister gewesen und der Sohn hätte seinen Sitz im Rat ein-

(Fortsetzung siehe Seite 9)

nehmen sollen. Hieronymus war sorgfältig ausgebildet worden. Man hatte ihn nach Orléans geschickt, wo er seinen Doctor juris civilis machte.

So ernst es ihm mit seinem Rückzug aus der Welt gewesen sein mag: Sein bisheriges Leben in Reichtum und Luxus vermochte er auch als Mönch nicht zu verleugnen. Schon seinen Eintritt ins Kloster wusste er zu einem Schauspiel mit grossartigem Abschiedssessen und prunkvollem Zug an die Pforte der Kartause zu gestalten. Später, als Prior, als der letzte übrigens, gelang es ihm, das arme Kartäuserkloster im Kleinbasel wirtschaftlich so gut abzusichern, dass ihn das «Buch der Wohltäter» als den zweiten Gründer des Hauses feiert. Eng damit zusammen hing natürlich die Klage seiner Geschwister, sie seien zugunsten der Kartause ausgeplündert worden. Doch wir greifen vor.

Die Gründung der Kartause

Unter den zwölf Basler Stiften und Klöstern war die Kartause die jüngste Gründung. Ihr Stifter war kein weltlicher Herrscher oder Kirchenfürst, sondern ein Bürger, Jakob Zibol. Auch er stammte wie die Zscheckenbürlins aus einem lombardischen Geschlecht, das sich in Basel niedergelassen hatte und im 14. und beginnenden 15. Jahrhundert in der Stadt

Macht und Einfluss gewann. Zibol lebte am Rheinsprung, dort wo heute das alte Kollegiengebäude der Universität steht. Er gehörte zu den reichsten Bürgern der Stadt und bekleidete sowohl das Amt eines Oberstzunftmeisters als auch des Bürgermeisters.

Als Gesandter vertrat er die Stadt Basel in Nürnberg, wo er erstmals mit dem Kartäuserorden in Kontakt kam. Beeindruckt von der strengen Frömmigkeit der Brüder beschloss er, in seiner Vaterstadt eine Kartause zu stiften. Ein geeignetes Areal fand sich auf der Kleinbasler Seite des Rheins. Hier stand der ehemalige Bischofshof zum Verkauf. Der Rat der Stadt Basel stimmte dem Kauf zu, ebenso der Bischof von Konstanz, zu dessen Diözese das Kleinbasel gehörte. Er stellte lediglich eine Bedingung: Schutzpatronin der Kartause sollte die heilige Margarete sein, weil eine ihr geweihte Kapelle dem Klosterbau weichen musste.



Der heilige Bruno

Am 12. Dezember 1401 wurde die Verkaufsurkunde ausgestellt und der Schlüssel dem ersten Prior, Wynandus von Strassburg, übergeben. Zibol bezahlte 600 Gulden «in namen und an stat der erben geystlichen brüdern Carthäuser ordens und allen iren nachkommen des selben ordens». Drei Monate danach übersiedelten zwei Mönche und ein Laienbruder aus der Strassburger Kartause nach Basel. Wenig später konnten die ersten Novizen ins neue Kloster im Margarettental aufgenommen werden.

Die neuen Bewohner richteten sich vorderhand in den Gebäulichkeiten des ehemaligen Bischofshofes ein. Weder gab es die für den Kartäuserorden typischen Zellen rings um den

Kreuzgang noch eine Kirche. Der einstige Bischofssaal im ersten Stock des «grossen Hauses», dem Verwaltungsgebäude des heutigen Waisenhauses, diente als Kirche, die Fenster verschloss man mit durchscheinenden Tüchern und die Glocke, die zum Gottesdienst rief, musste man im Kamin aufhängen. Erst 1407, nachdem das Basler Haus in den Orden aufgenommen war, entwarf der Kartäusermönch und Baumeister Johann von Ungarn einen Gesamtplan, mit Kirche, sechzehn Zellen sowie einem grossen und kleinen Kreuzgang.

Von Geldnöten, anderen Schwierigkeiten und dem Elend Jakob Zibols

Sie lebten in wahrhaft mönchischer Armut, die ersten Brüder in der Basler Kartause. Es fehlte an allen Ecken und Enden. Mit der Bekleidung sah es schlimm aus und mangels einer Küche musste das Essen anfänglich aus dem Haus des Stifters über den Rhein gebracht werden. Es sei ohne die rechte Sorgfalt zubereitet, beklagten sich die Mönche und

Legende von der Entstehung des Kartäuserordens

In jungen Jahren kam Bruno von Köln, geboren um 1030, nach Reims, wo er Philosophie und Theologie studierte. Anschliessend wirkte er über 20 Jahre als Lehrer für angehende Kleriker. Seine erfolgreiche Tätigkeit veranlasste den damaligen Erzbischof Manasse von Reims, ihn zu seinem Kanzler zu ernennen. Nach heftigen Auseinandersetzungen mit dem Erzbischof floh Bruno aus Reims.

Bruno und sechs Gefährten fassten den Entschluss, sich als Einsiedler in die Einsamkeit zurückzuziehen. Dabei kam ihnen Bischof Hugo von Grenoble zu Hilfe, der die sieben empfing und sie aufgrund eines Traumes in ihrem Vorhaben bestärkte:

Er träumte, Gott habe sich in einer einsamen, unweit von Grenoble gelegenen Bergwildnis, der Chartreuse, einen Tempel erbaut. Dabei erscheinen Hugo sieben Sterne, die ihn an den heiligen Ort geleiten.

Hugo deutete die sieben Sterne als Bruno mit seinen Gefährten auf der Suche nach ihrem Einsiedlertum. Die Weltkugel mit dem Kreuz an der Spitze, das von sieben Sternen umgeben ist, wurde zum Wappen der ersten Kartause und damit des gesamten Kartäuserordens.



Blick in den Hof zum grossen Haus

oft sei die Zuspeise erst eine Stunde nach dem Hauptgericht angekommen.

Allmählich besserte sich die Lage: nicht nur Jakob Zibol spendete regelmässig grosse Summen für «sein» Kloster, die Kartäuser, welche die wohl schwerste und ernsteste Form des Mönchtums gewählt hatten, fanden in der Stadt mehr und mehr Gönner, die der Kartause über die ersten Jahre hinweghalfen.

Schwierigkeiten anderer Art hat-

ten die Patres mit der Theodorspfarrei, die unter dem Schutz des bischöflichen Domstiftes stand. Auseinandersetzungen zwischen Pfarreien und Klöstern waren nicht aussergewöhnlich. Die Weltgeistlichen wachten eifersüchtig darüber, dass sich die Mönche nicht seelsorgerisch betätigten. Auch wenn diese Gefahr bei den weltabgeschiedenen Kartäusern nicht gross war, so musste man damit rechnen, dass dem neuen Kloster eine Vielzahl von Gaben zufließen konnten, die man zu St. Theodor lieber für sich beansprucht hätte.

Der Kampf zwischen Pfarrei und Kloster wurde mit Haken und Ösen geführt. Als die Mönche in die Mauer gegen den Theodorsplatz ein grosses Loch brachen, um mit Fuhrwerken besser ins Areal fahren zu können, liess ihnen die Pfarrei ein Häuschen direkt vor die Öffnung setzen. Mit einem wahrhaft salomonischen Urteil verfügte das Fünfergericht der Stadt sowohl den Abbruch des Häuschen als auch die Schliessung der Mauer.

Nein, sie hatten kein Glück in weltlichen Dingen, die Kleinbasler Kartäuser. Um ihr Geld ertragreicher anzulegen, kauften sie von den Benediktinern des Klosters Beinwil das Dorf Liel bei Kandern, ohne zu wissen, dass dort der Boden mager war, die Bauern renitent, und dass – um das Fass voll zu machen – die Kastvögte von Baden Rechte geltend machten, von denen sie beim Kauf nichts gewusst hatten. Kurz: ihre benediktinischen Brüder hatten sie bei diesem Geschäft nach allen Regeln der Kunst über den Tisch gezogen. Dieser sogenannte «Lieler Handel» sollte die Gerichte und die Patres 37 Jahre lang beschäftigen, bis er mit erheblichem Verlust abgeschlossen werden konnte.

Das wohl schlimmste Unglück aber betraf den Stifter, Jakob Zibol, selber. In den Zeiten seines grössten Ansehens war er derart reich, dass er dem Herzog Leopold von Österreich eine erhebliche Summe ausleihen konnte und als Pfand die Erträge des Schlosses Rheinfelden erhielt. Als 1409 Basel und Österreich im sogenannten Rheinfelderhandel miteinander im Streit lagen, verlangte der Rat vergeblich von Zibol, dass er das Schloss übergebe und als er sich – juristisch korrekt – weigerte, das zu tun, wurden er und seine zwei Söhne eingekerkert, bis sie sich für schuldig erklärten und die ungeheure Summe von 12 000 Gulden Busse bezahlten, die beinahe ihr ganzes Vermögen kostete. Es war Zibol nicht mehr vergönnt, sein Leben, wie er das plante, im Kloster zu beenden. 1414 erlag er einer schweren Krankheit und wurde, vorerst im Kreuzgang, später unter dem Hochaltar der fertiggestellten Kirche, begraben.

Bischöfe, Kardinäle und einer von zwei Päpsten

Wer heute die Kirche, den Kreuzgang und die Sakristei der ehemaligen Kartause besichtigt, dem fallen die vielen Totenschilde und Grabplatten hoher Kirchenfürsten aus ganz Europa auf. Ihre letzte Ruhestätte haben hier die Bischöfe von Rochester, Worcester, Utrecht und Como gefunden wie auch der Kardinal von St. Eustach. Sie alle starben an der Pest, die 1439 während des grossen Konzils wütete, das 1431–1448 in Basel stattfand. Prior der Kartause war damals Albert Bur von Utrecht, der vielfältige Beziehungen zu den hohen Konzilherren zu knüpfen wusste. Kardinal Cesarini beispielsweise zog sich 1435 während Monaten in die Stille des Klosters zurück, um kirchliche Reformvorschläge auszuarbeiten. Alljährlich fand sich am Gründonnerstag Bischof Aymo von Grenoble ein und wusch, wie Jesus seinen Jüngern, den Brüdern die Füsse. Es scheint bei vielen Prälaten zum guten Ton gehört zu haben, die Kartause mit reichen Gaben für den Weiterausbau des Klosters zu beschenken: Für die Sakristei, die beiden Kreuzgänge und einzelne Zellen. Eine grosse Gönnerin der Kartause in jenen Jahren war auch Isabella von Burgund, die Mutter Karls des Kühnen. Neben der Finanzierung von zwei Zellen machte sie eine Reihe von weiteren Geschenken, darunter eine wunderschöne bronzen Votivtafel auf der eine Pietà dargestellt ist, umgeben von ihr selbst und ihrem Gatten, Herzog Philipp dem Guten, samt ihrem Sohn Karl dem Kühnen und verschiedenen Heiligen. Die Tafel ist heute im Historischen Museum zu besichtigen.

Das Konzil erreichte 1439 einen Höhepunkt, als die Konzilsväter den amtierenden Papst Eugen IV. absetzten und im Haus «Zur Mücke» am Münsterplatz den frommen Herzog Amadeus von Savoyen zum neuen Papst wählten. Zum letzten Mal in der bisherigen Kirchengeschichte war damit die Existenz von zwei Päpsten Tatsache geworden. Der neue Papst, Felix V., beschenkte die Kartause ebenfalls und speiste einmal mit den Brüdern im Refektorium.

Für die Kleinbasler Kartäuser waren jene Jahre segensreich. Sie spürten nicht nur die Gunst der Kirchenfürsten, wohl wichtiger noch: auch der Kreis der Gönner in der Stadt selber vergrösserte sich, so dass im Hinblick auf die Vollendung der Klosteranlage weitere wichtige Bauten realisiert werden konnten.

Gelehrsamkeit hinter Klostermauern

Im Zentrum eines Kartäuserlebens steht die Hinwendung zu Gott. Daneben leben die Mönche für die Wissenschaft. Immer wieder finden wir deshalb in der Geschichte der Kleinbasler Kartause Persönlichkeiten mit Beziehungen zu den grossen Buchdruckern und Verlegern jener Zeit und zur Universität. Zu ihnen gehörte der ehemalige Professor Jakob Louber, der von 1480–1500 der Kartause stand. Er brachte etwas vom neuen Geist des kommenden Humanismus mit ins Kloster. Unter seiner Leitung kamen die Finanzen der Kartause endgültig in Ordnung. Von unschätzbarem Wert aber war sein Einsatz für den Weiterausbau der Klosterbibliothek, «weil er wohl wusste», schreibt ein Chronist, «welchen Gewinn und welchen Trost die Liebe zu den Wissenschaften denen bereitet, die in der Einsamkeit leben». Unter seinem Priorat wurden der Bibliothek über 1200 neue Bände hinzugefügt. Nach der Aufhebung des Klosters gingen die Bücher an die Universität. Mit ihnen wurde die Basis der heutigen Universitätsbibliothek gelegt.

Enge Verbindung hatte Louber mit Johann Amerbach und seiner Familie, die dem Kloster nicht nur Bücher schenkte, sondern auch Pergament, Papier und Schreibmaterialien. Darüber hinaus liessen die Amerbachs dem Kloster neben grossen Geschenken auch Wein, Zucker, Pfeffer und Käse zukommen. Nach dem Tod des Vaters, der in der Kartause begraben wurde, war der Sohn, Bonifazius Amerbach, den Brüdern bis in die Reformationszeit hinein eine grosse Stütze. Die Grabplatten der Amerbachs, dies nebenbei, sind noch heute in der ehemaligen Kartause zu besichtigen.

Den Geist der Basler Humanisten brachte ein weiterer Mönch ins Klo-

Ein Tag im Leben eines Kartäusers

«Drei Dinge sind es, die das Leben in der Zelle zusammenhalten: inneres Gebet, Studium und Handarbeit. Diese sind wie der Zement: wenn man ein Element herauslässt, fällt das Leben in der Einsamkeit auseinander.» (Dom Innozenz Le Masson, um 1700).

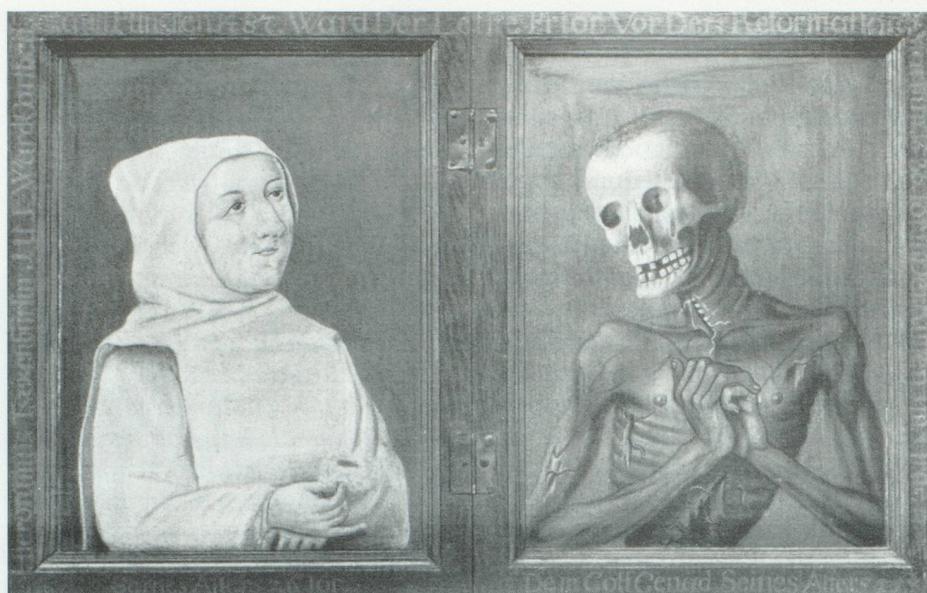
22.45 Uhr	Marienmette Der nächtliche Gottesdienst beginnt zunächst in der Zelle.
23.30 Uhr	Tagesmette Der Gottesdienst wird in der Kirche, mit Psalmmengesang, Lesungen aus der Heiligen Schrift und Gebeten weitergeführt
02.00 Uhr	Rückkehr in die Zelle, Marienlaudes und anschliessend Schlaf
06.00 Uhr	Tagesprim, Gebete in der Zelle
07.00 Uhr	Schweigen und Beten in der Kirche
07.15 Uhr	Beten, geistliche Lesungen und Studium, Handarbeit in der Zelle
11.15 Uhr	Mittagessen, Erholung
13.00 Uhr	Gebet, Studium, Arbeit in der Zelle
14.45 Uhr	Marienvesper in der Zelle
15.00 Uhr	Vesper in der Kirche
15.30 Uhr	Studium in der Zelle
16.45 Uhr	Abendessen
18.00 Uhr	Abendgebet in der Zelle
19.00 Uhr	Nachtruhe Der Kartäuser unterbricht seinen Schlaf gegen 22.45 Uhr, um seinen Tag mit der Marienmette zu beginnen.

ster: Johann Heynlin a Lapide, auch er, wie Louber, ein ehemaliger Universitätsdozent. Und nicht nur den neuen Geist brachte er mit, auch seine 300 Bände umfassende Büchersammlung. Um Heynlin hatte sich ein Kreis von Gelehrten geschart, die seinen Eintritt ins Kloster nicht verstehen wollten. Sie tadelten ihn, dass er, der berühmte Bussprediger, die

Kanzel verliess, um Mönch zu werden: «Er hätte nützer mit predigen mögen sin.» Man hat den Kartäusern immer wieder vorgeworfen, dass die Brüder niemandem dienten, als sich selbst. Tatsächlich, lebten die Mönche innerhalb der Klostergemeinschaft in ihren Zellenhäuschen wie Eremiten nicht nur von der Welt abgeschnitten, auch ihre Persönlichkeit wollten sie aufgeben, um ganz in Gott aufzugehen. Selbst im Grab bleiben sie namenlos. Als Heynlin 1496 starb, verweigerte sich Prior Louber den Bitten seiner Freunde, für den berühmten Gelehrten eine Ausnahme zu machen. Auch Heynlin musste ein Brett als Sarg dienen und die Kutte mit der über das Gesicht gezogenen Kapuze als Leichentuch.

Hieronymus Zscheckenbürlin: Glanz und Ende der Kartause

Im selben Jahr wie Heynlin leistete auch Hieronymus Zscheckenbürlin sein Gelübde. Der Reichtum seiner Familie sicherte den Fortbestand des Klosters. Schon bei seinem Eintritt vermachte er der Kartause 3200 Gulden, später kamen weitere 5000 Gulden dazu. Im Gegensatz zu Heynlin, der es verstand, seiner Person zu entsagen, konnte Zscheckenbürlin seine Herkunft aus reichem Haus auch als Kartäuser nicht verleugnen.



Hieronymus Zscheckenbürlin als Prior der Kartause und als Tod

Er blieb eigenwillig und behielt seine Neigung zu Prunk und Glanz. Innerhalb des Klosters hatte er eine Sonderstellung. Bereits nach zwei Jahren übertrug man ihm, der in der Einsamkeit seiner Zelle schwermüdig wurde, das Amt des Schaffners, das ihn wieder mit der Welt jenseits der Klostermauern in Kontakt brachte. Als Jakob Louber nach 20-jähriger Amtszeit in die Buxhauser Kartause versetzt wurde, übernahm Zscheckenbürlin das Priorat. Die Mittel, die ihm von seiner Familie zuflossen, setzte

er für seine unbändige Baulust ein. Auffallend der schroffe Gegensatz zwischen der stillen Armut der klösterlichen Zellen und der Pracht der reichgeschmückten Räume, wie sie unter ihm entstanden. Er liess das neu gebaute Eingangstor mit Gemälden schmücken, die Gänge und die Küche mit gewölbten Decken versehen und vor allem liess er jenes wunderschöne Gästezimmer mit seiner reichverzierten Decke bauen, das heute von vielen Besuchern der Kartause bewundert wird.

Die Anlage eines Kartäuserklosters

In der Mitte des Klosters steht die Kirche. Neben der Kirche gruppieren sich um einen Hof die anderen Räume, die dem gemeinsamen Leben dienen: der Kapitelsaal, das Refektorium (Speisesaal) und die Bibliothek. Sie öffnen sich auf den kleinen Kreuzgang, das «kleine Galiläa».

Was aber einer Kartause ihr besonderes Gepräge gibt und sie schon rein äußerlich von Klöstern anderer Orden unterscheidet, sind die vielen kleinen Häuschen – die eigentlichen Zellen der Kartäuser – mit ihren Höfen. Ein Häuschen besteht jeweils aus mehreren Räumen, um dem Bewohner genügend Bewegungsfreiheit zu bieten, denn der Kartäuser verbringt hier den grössten Teil seines Lebens allein. Nur zum Gottesdienst und zu anderen gemeinsamen Übungen darf er seine Kartause verlassen. Neben dem eigentlichen Aufenthaltsraum, dem Cubiculum, verfügt er noch über ein Vorzimmer, eine Werkstatt, einen Waschraum und einen Garten. Die Zellen sind durch den grossen Kreuzgang – oder das grosse Galiläa – untereinander verbunden. Der Kreuzgang umschliesst den Friedhof, damit auch die Toten nicht vergessen werden.

Die Fratres, d.h. die Laienmönche, leben in einem anderen Gebäudeteil. Da ihre Arbeit ihnen weniger Einsamkeit in der Zelle gestattet, haben sie nur ein einfaches Zimmer. Es ist ähnlich eingerichtet wie der Aufenthaltsraum der Patres. Tagsüber arbeiten die Brüdermönche in den verschiedenen Werkstätten und Arbeitsräumen, in Küche, Bäckerei, Wäscherei, Schneiderei, Garten, Schlosserei, Schmiede, Schreinerei. Der Brüderbau ist durch Holzbrücken mit dem Hauptteil verbunden.

Zscheckenbürlin lud zahlreiche Gäste ins Kloster, Weltleute mit Macht und Einfluss. Mag sein, dass er Gönner gewinnen wollte. Unter seiner Leitung zog Wohlstand ins Kloster ein, die Brüder in ihren Zellen allerdings beklagten sich über ihren Prior, der sich zu wenig bei ihnen sehen liess und ihren inneren Nöten aus dem Weg ging. Es wurde ihm nachgesagt, der oft üble Geruch in den Häuschen der Patres hielte ihn vor allzu häufigen Besuchen ab. Wie auch immer: Zscheckenbürlin scheint, bei allem was er für den Reichtum und das Ansehen des Klosters tat, als Prior kein grosser Seelsorger gewesen zu sein.

Die weitere Entwicklung der Kartause wurde geprägt von der Reformation. Im Gegensatz zu den anderen Klöstern in der Stadt, blieben die Kartäuser dem alten Glauben bis zuletzt treu. Ein Versuch des refor-

mierten Pfarrers von St. Theodor, die Patres vom neuen Glauben zu überzeugen, blieb erfolglos. Der Rat verbot ihnen, die Messe zu lesen, in reformatorischer Intoleranz untersagte er ihnen gar, selbst im Geheimen die Messe zu lesen und verlangte, dass sie ihre weissen Kutten mit weltlichen Kleidern vertauschten. Um sich das Klosteramt zu sichern, setzte der Rat einen Schaffner in die Kartause. Der Mann brachte Fleisch ins Kloster, obwohl die Regeln den Brüdern fleischlose Kost vorschrieben. Als der Küchenbruder sich weigerte, das verbotene Gericht zu kochen, brachte er sogar eine Magd mit, was für nicht geringen Aufruhr sorgte.

Die Schwierigkeiten wurden noch grösser, als Prior Zscheckenbürlin 1529 aus dem Kloster und der Stadt floh und in der Freiburger Kartause Zuflucht suchte. Es mag sein, dass er glaubte, von dort aus den Kampf um das Vermögen seines Klosters

besser führen zu können. In der Tat versuchte der Rat ihn zur Rückkehr zu veranlassen und versprach ihm alle Sicherheiten. Der Fall war ein Politikum und brachte die Behörden offensichtlich in Verlegenheit.

1532 schliesslich kam ein Vertrag zustande, der die Kartause zum allmählichen Aussterben verurteilte. Die Aufnahme von neuen Mönchen und Novizen wurde untersagt. Der Rat setzte einen Pfleger über das Kloster, gestattete aber den verbliebenen Brüdern wieder, innerhalb der Mauern ihre Kutten zu tragen und in ihrer Kirche ihren gottesdienstlichen Pflichten nachzukommen. Zscheckenbürlin kehrte nach Basel zurück, wo er in seinem Kloster noch sieben Patres und drei Laienbrüder vorfand. Am 7. Januar 1536 starb er, nach ihm, einer um den anderen, die übrigen Mönche, 1564 der Letzte, Thomas Kresszi. In einer kurzen Notiz des Generalkapitels des

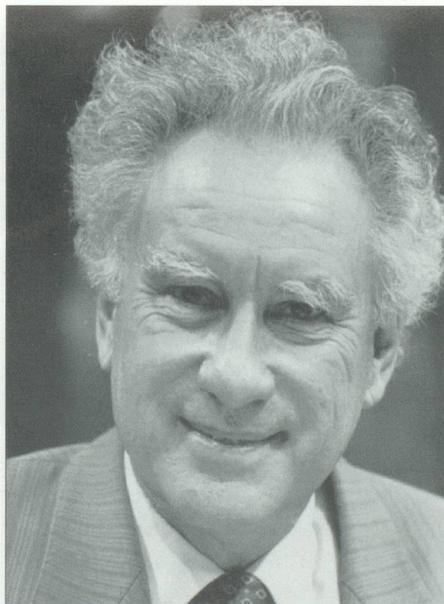
Kartäuserordens wird ihm gedacht: «Es starb Thomas, der letzte und einzige Mönch des Basler Hauses, der 30 Jahre und darüber bis in den Tod im Hause ausgeharrt hat.»

Für über hundert Jahre sollte die Kartause in einen Dornröschenschlaf verfallen, bis sich der Rat 1669 entschloss, im Kloster, das Jakob Zibol gestiftet hatte, Waisenkinder und Gefangene unterzubringen.

Verwendete Literatur

- Baer C.H., *Die Kartause in Klein-Basel, Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt, III. Band.*
- Schweizer J., *Aus der Geschichte der Basler Kartaus, 113. Neujahrsblatt der GGG.*
- Wackernagel Rudolf, *Geschichte der Stadt Basel.*
- Das Kartäuser Kloster in Basel, Neujahrsblatt für Basels Jugend, herausgegeben von der GGG, 1838.*
- Teuteberg René, *Basler Geschichte, 1986, Christoph Merian Verlag, Basel.*

Druurigs uus dr Kartuus



Reformation z Baasel: ane 1522 kunnt der Oekolampad in d Stadt, siibe Joor speeter setzt sich dr ney Glauben offiziell duure, laider verbunde mit em Bildersturm.

Wie hänn die Altgläubige, die won em kathoolische Bikenntnis drey bliibe sinn, dä Zämmembruch vo iirer gaischtige Wält erläbt? Fir das git s en

aigenaartig Zygnis: d Uffzaichnige vom Kartyysermench Georg Zimmermaa (Georgius Carpentarius luuet sy Namme Renaissance-moodisch latynisiert). Me muess sich das emool vorstelle: Doo braitet sich z Dytschland die neyi Leer vom Luther uus, do wärde z Baasel die religieese, politischen und gsellschaftige Verheltnis uff dr Kopf gestellt – und in syner Zällen in dr Kartuus sitzt dr Brueder Georg und schrybt über das, won er erläbt, won er nit ganz begryfft, aber zdiefscht beduurt. Geege s Aend vo däre Handschrift brichtet er denn au, d Schwärmuet kääm als wie mee über en, sodass er nimme hoffe deerf, er lääb no lang.

Dr Autor brichtet – alles uff latynisch –, er syyg 1522 under em Prior Tzschegebürli – wien är dä Name schrybt – in d Kartuus yydrätte. Syni Uffzaichnige geen bis in s Joor 1528; si heeren also uff, eb Baasel ändgiltig protestantisch worden isch. Dr Georg, wo au wissenschaftligi Biecher verfasst het, beschrybt alles, won iim in däane Joor uffgfallen isch: dr Abfall vo Prieschter und Oordenslyt vo dr

Kirchen und de Gleeschter und wie si drno ghyroote hänn, wie d Lyt laider als wie weeniger fir Gibätt, Seelemässen und Joorzytten in d Kartuus kääme, dr Oekolampad, wo sich geege d Wooret stell (contra veritatem erige-re), dr Erasmus, wo zwischen alt und ney schwanggt, d Buurenuffständ z Dytschland, d Schikaane vo de wältlige Biheerde geege d Gleeschter, die groosse Glaubens-Dischputationen in dr Schwyz, aber au wältligs wie zem Byschpil d Landwirtschaft vo dr Kartuus.

Vom Luther daitl er mit, är haig schynts e scheeni Frau ghyroote (speciosissimam, ut dicunt). Iber-haupt spyrt me kai Hass uff die Ney-gläubige. Numme wenn er middaitl, en abgfallene Glooschterbrueder syg an dr Pescht gstoerben oder dr Franz vo Sickinge syg bi dr Belaagerig vo syner Burg umkoo, merggt me, dass er s im Grund in Oornig findet, ass dr Heergott doo ygriffe het.

Carl Miville-Seiler